

Wake-up-Call 5:30 a.m., Drehbeginn 6:30 a.m. Keine Gefangenen! Der erste Dreh sollte auf den Stufen des Lincoln Memorial stattfinden, und zwar bei Sonnenaufgang. Beim »Marsch auf Washington für Arbeit und Freiheit« war hier im August 1963 unter anderem auch Bob Dylan gemeinsam mit Joan Baez vor über 250000 Menschen aufgetreten, bevor Martin Luther King seine legendäre »I have a dream«-Rede gehalten hatte. »Blowin' In The Wind« gab es an diesem Tag zweimal zu hören, weil auch Peter, Paul and Mary, ein von Dylans Manager Albert Grossman zusammengecastetes Bilderbuchtrio, das mit dem Lied an der Westküste ordentlich Airplay hatte, es sich nicht hatte nehmen lassen, seine populäre Coverversion zu performen. Das wiederum hatte zur Folge, dass sich Dylans melancholischer Folksong in deren Fassung zum Welthit mauserte und schließlich wesentlich bekannter wurde als das Original.

Ich kann mich nicht mehr an das Jahr erinnern, aber ich vermute mal, dass ungefähr zwei Jahre nach dieser Kundgebung im Verlauf des allsonntäglichen Frühschoppens nach der Elf-Uhr-Messe in St. Severin beim Wirtz gegenüber vom Krankenhaus der Augustinerinnen, besser bekannt unter dem Namen »Et Klösterchen«, das Gespräch irgendwie auf Bob Dylan kam. Zu der Zeit war meine schulische Karriere in Köln längst beendet, und ich war auf einem Internat, dem Rheinbacher Konvikt St. Albert, in der Voreifel gelandet. Meine Kindheit inklusive Pfadfinderzeit war abgeschlossen, die Beatles hatten mein Leben in eine komplett andere Richtung gelenkt, ich hatte meine ersten zarten Erfahrungen mit Mädels und spielte Bassgitarre in einer Beat-Band, weil Paul McCartney mein damaliges Role Model war. In meiner alten Kölner Clique gab es natürlich auch eine Band, die hauptsächlich Kinks-Songs coverte und deshalb nach deren drittem Album benannt wurde: The Kontroversies. Meine Schulfreunde Addi Bach und Theo Düllberg waren Gitarrist und Sänger der Umstrittenen. An den Rest der Besetzung kann ich mich nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch, dass der Bassist Ernie hieß und außer einer Paul-McCartney-Frisur auch noch einen original Höfner Violin-Bass besaß, besser bekannt unter dem Namen Beatles-Bass, um den ich ihn sehr beneidete. Ich selbst hatte mir nur einen namenlosen, mit rotem Kunstleder überzogenen Bass aus dem Quelle-Katalog leisten können. Jedenfalls saßen wir vollzählig am längsten Tisch der Kneipe, das verwegenste Getränk hieß Coca-Cola, und irgendeiner fragte mich, was ich eigentlich von Bob Dylan hielte. »Keine Ahnung, kenn ich nicht, wer soll das sein?« – »Jetzt sag bloß nicht, dass du »Blowin' In The Wind« nicht kennst!« – »Doch, kenne ich, da kann ich aber überhaupt nix mit anfangen.« Offensichtlich hatte ich jedes Mal unmittelbar auf Durchzug geschaltet, sobald die süßliche Peter, Paul and Mary-Version im Radio zu hören war. So was war mir eindeutig zu brav. Wir spielten damals hauptsächlich Stones-Songs: »I'm Free«, »Satisfaction«, »Get Off Of My Cloud«, »Tell Me« und wüste Improvisationsstücke wie »I'm Alright«, die man bei Bedarf über eine

Viertelstunde strecken konnte. Wenn man überhaupt bei Frauenstimmen hinhörte, dann waren es The Crystals, The Shirelles, Little Eva oder The Ronettes. Vor allem Ronnie Spector's Stimme kam aus einem völlig anderen Universum und sang von etwas, was uns feuchte Träume bescherte.

Es war noch dunkel, als wir zu Fuß zum Lincoln Memorial aufgebrochen sind. Ich, wie ab sofort immer, mit meinem Gitarrenkoffer, um gegebenenfalls einen passenden Song beizusteuern. An diesem Tag würde es auf den Stufen des Memorials »The Times They Are A-Changin'« sein. Hannes hatte aber vor allem die Idee, dass ich bei Sonnenaufgang mittels einer kleinen Wasserflasche die Inschrift I HAVE A DREAM, eingraviert in die Marmorplatten exakt da, wo Martin Luther King damals seine berühmte Rede gehalten hatte, anfeuchten und damit sichtbar machen sollte. Oft, wenn ich eine meiner Autogrammkarten mit diesem Foto signiere, muss ich an diesen ersten Morgen unserer Dreharbeiten denken, denn Tina hat dort nebenbei ein Foto geschossen, auf dem ich an dieser Stelle sitze und hinter mir in Stein gemeißelt der Präsident, der 1865 die Sklaverei abgeschafft hat. Erstaunlicherweise sehe ich auf diesem Foto noch nicht mal übermüdet aus. Im Verlauf des Vormittags wurde dann noch an diversen Stellen auf der Strecke zwischen Lincoln Memorial und dem gegenüberliegenden Capitol gedreht. Auch auf dem Union Square, wo traditionell die Amtseinführungen der Präsidenten stattfinden, wo Bob Dylan damals zur Inauguration von Bill Clinton »Chimes Of Freedom« spielte und Beyoncé ein paar Jahre später bei Obamas Amtseinführung auftrat. Céline Dion, Elton John, Kiss (!) und Andrea Bocelli sollte man übrigens dankbar dafür sein, dass sie den Organisatoren von Trumps Feierlichkeiten einen Korb gegeben hatten. Die Fernsehbilder dieses Tages hatte ich per Internet in der indischen Provinz Goa verfolgt und war erstaunt darüber gewesen, wie auffallend wenige Menschen erschienen waren. Die erste von Abertausenden Lügen seiner Amtszeit hatte ja gelautet, es wären so viele Leute wie noch nie gekommen. Dabei konnte doch jeder Fernsehzuschauer mit eigenen Augen sehen, dass die National Mall nur zu einem Drittel gefüllt war. Egal. Getreu Jonathan Swifts Satz »Lügen fliegen, und die Wahrheit humpelt hinterher« hat er auch danach immer wieder die haarsträubendsten Dinge behauptet, und das wirklich Erstaunliche dabei ist, dass er mit seinem Sperrfeuer von Lügen immer wieder durchgekommen ist. Offensichtlich, weil so was seine wahlweise schwarmdemente, verblödete, zynische oder einfach nur ignorante Wählerschaft einfach nicht interessiert. Hauptsache: America First. Ich kann mich noch gut daran erinnern, warum ich vor ungefähr zwei Jahren aufgehört habe, die Netflix-Serie »House of Cards« zu verfolgen: Es hat mich psychisch fertiggemacht, dass all die Ungeheuerlichkeiten, die Kevin Spacey als Francis Underwood da anrichtete, auf einmal tatsächlich im Bereich des Möglichen gelandet waren.

Am Nachmittag haben wir uns in den Amtrak in Richtung NYC gesetzt und so getan, als ob wir in umgekehrter Richtung entsprechend Dylans Lebensweg unterwegs wären. Ich wurde dabei gefilmt, wie ich an einem Fensterplatz saß und in den »Chronicles« las, während wir über Baltimore und Philadelphia nach New York City fuhren. Dabei musste Alex, der Kameramann, peinlich genau darauf achten, dass jenseits des Bahndamms nichts Verräterisches wie irgendwelche charakteristischen Bauwerke oder Wahrzeichen auftauchen, denn dann hätte die Story nicht mehr funktioniert. Das, was wir am Vormittag gedreht hatten, würde ohnehin nur als ein kurzer Exkurs in dem am nächsten Tag aufzunehmenden New-York-City-Teil auftauchen. Die beschaulichen Szenen im Zug wollten wir später mit dem für einen 21-Jährigen erstaunlich altersweisen Song vom »Freewheelin'«-Album namens »Bob Dylan's Dream« unterlegen. Ich hatte dieses Lied selbst sehr oft am Lagerfeuer und auf irgendwelchen Feten gespielt und – da mir der Meister ja stets zehn Jahre voraus ist – kaum Gedanken darüber gemacht, wie jung er eigentlich damals gewesen war, als er den Song geschrieben hatte, und überhaupt, von welchen Freunden er da sang. Vermutlich war er nur in die Rolle von Woody Guthrie oder die eines anderen Folkpioniers geschlüpft, dessen Erfahrungen er sich so zunutze gemacht hat. Wieso auch nicht, er ist im Laufe seiner Karriere in so manche Rolle geschlüpft. Man stelle sich vor, Singer-Songwriter würden aus Authentizitätsgründen ausschließlich über das singen, was ihnen auch tatsächlich selbst passiert ist. Da würde einem früher oder später mit Sicherheit das Material ausgehen. Natürlich geht alles, was man irgendwo aufschnappt und verwertet, durch den eigenen Filter, wird durch eigene Erfahrungen angereichert und hat von daher zwangsläufig auch wieder etwas mit einem selbst zu tun. Ich wundere mich oft darüber, wohin sich manche meiner Songtexte entwickelt haben und was ich dabei in den verschiedensten Rollen alles von mir selbst preisgegeben habe. Vermutlich ist es in unserem Job die wichtigste Gabe, sich in jemanden hineinversetzen zu können, mal ganz abgesehen von dem Talent, Dinge wahrzunehmen, die die meisten Leute übersehen.

So ähnlich wie damals beim Anflug auf Washington kam mir auch diesmal in den Sinn, wann ich zuletzt mit dem Amtrak in der New Yorker Pennsylvania-Station angekommen war. Ich kann mich ausnahmsweise sogar noch an das Datum dieses Tages erinnern, denn am 12.12.2012 fand im darüberliegenden Madison Square Garden das »Sandy Relief Concert« zugunsten der Geschädigten des Hurrikans Sandy statt, der im Oktober über New York hinweggefegt war und erhebliche Schäden verursacht hatte. Die Sturmflut, die unglücklicherweise auch noch mit einer Springflut zusammengetroffen war, führte zu sieben Meter hohen Wellen, einige Dämme brachen, sodass sogar mehrere U-Bahntunnel überflutet wurden. NYC liegt halt in vielen Bereichen nur wenige Meter über dem Meeresspiegel, sodass es eigentlich wenig

verwunderlich war, dass es durch die Klimaerwärmung irgendwann zu so etwas hatte kommen können. Jedenfalls hatten sich im Madison Square Garden unter anderem die Rolling Stones, The Who, Roger Waters, Alicia Keys, Paul McCartney, Eric Clapton und Bruce Springsteen mit seiner E Street Band eingefunden, um ein Benefizkonzert der Superlative zu spielen, das wohl in die Geschichte der Stadt eingehen wird.

Damals waren Tina, unsere beiden Töchter Isis und Jojo und ich aus Woodstock angereist, wo wir am Vortag die Aufnahmen meines Soloalbums »Zosamme alt« abgeschlossen hatten. Wir wollten die Chance nicht verpassen, mit dem Zug von Norden her am Hudson River entlang Städtchen wie Rhinebeck, Poughkeepsie, Crown Heights, Cold Spring, Sleepy Hollow und Yonkers zu begutachten, die ich bisher nur aus Songtexten kannte. Am nächsten Tag würde Stewart Lerman im Electric-Lady-Studio damit beginnen, meine Songs abzumischen, die ich alle irgendwann in unseren gemeinsamen Jahren für meine Frau geschrieben hatte. Das Album sollte ein Dankeschön an meinen Schutzengel sein, ohne den ich meinen Schlaganfall ein Jahr zuvor vermutlich nicht überlebt hätte.

Vor damals ziemlich genau zwanzig Jahren, im Oktober '92, waren Tina und ich auf Einladung des damaligen Sony-Chefs Jochen Leuschner schon einmal nach New York geflogen, um im Madison Square Garden ein Konzert anlässlich von Bob Dylans dreißigstem Bühnenjubiläum zu erleben. Wer damals alles eingelaufen war, um ihm ein Ständchen zu spielen, war einfach unfassbar. Von Johnny Cash bis Lou Reed über Stevie Wonder, John Mellencamp, Ron Wood, Eddie Vedder, Chrissie Hynde, Richie Havens, Willie Nelson, die Clancy Brothers, die O'Jays bis zu Tracy Chapman. Sogar die Jungs von The Band, Dylans erster Combo nach seinem Wechsel vom Folk zum Rock, waren dabei gewesen, um ihn mit »When I Paint My Masterpiece« zu ehren. Allerdings hatten sich leider nur Levon Helm, Rick Danko und Garth Hudson auf den Weg nach NYC gemacht. Robbie Robertson fehlte. Shit happens, besonders zwischen den Mitgliedern aufgelöster Bands. Mein persönlicher Höhepunkt war, als sich Roger McGuinn, Tom Petty, Neil Young, Eric Clapton und George Harrison auf der Bühne einfanden, um sich gemeinsam mit dem Jubilar die Strophen von »My Back Pages« aufzuteilen. Man muss sich das einmal vorstellen! Da spielten meine »Allerheiligen« ein Meisterstück der frühen Jahre, in denen Dylans künstlerische Entwicklung keine Atempause eingelegt hatte. Allein im Jahr '64 hat er, immer noch erst 23 Jahre alt, zwei epochale Studioalben rausgebracht, um im darauffolgenden Jahr erneut zwei Platten vorzulegen, die den Verlauf der Rockgeschichte maßgeblich prägten und ohne die die Beatles wahrscheinlich noch deutlich länger »Boy Meets Girl«-Texte gesungen hätten. »My Back Pages« ist das Hohelied der Selbsterkenntnis und der Einsicht, dass die Dinge nie so einfach sind, dass ihnen mit Phrasen beizukommen wäre. Alles ist viel komplizierter, als Bob Dylan das noch vor

Jahren, als er sich sicher gewesen war, auf alles eine Antwort zu haben, vorgekommen war. »Damals«, singt er, »war ich noch viel älter. Heute bin ich jünger als damals«, als er noch Ideen als Landkarten benutzte, romantischen Kram von Musketieren träumte und als er noch ohne jeden Zweifel definieren konnte, was gut und was böse war. Er hatte es geschafft, sich endgültig unabhängig zu machen, keiner Ideologie verpflichtet, keiner Kundschaft, keinen Trends, und er hat erkannt, dass Politik oft nichts mit Moral zu tun hat und man dieser Wahrheit wohl oder übel in die Augen schauen musste.

Aber das alles hatte vor mittlerweile 25 Jahren in Manhattan stattgefunden. Diesmal, im September 2017, nur noch ins Taxi, über den East River nach Brooklyn. Hotel und komatöser Tiefschlaf.